



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., M.: Vertreibung und Aufnahme der salzburger Protestanten im Jahre
1732.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vertreibung und Aufnahme der salzburger Protestanten im Jahre 1732.

Am Sande der Salzach bei Salzburg wächst jetzt die erste protestantische Kirche des Kammerguts empor; in kurzem wird sie vollendet sein. Das Werk ist einer der schönsten Erfolge des Gustav-Adolph-Vereins, er hat das meiste Verdienst daran; denn was von andrer Seite Rühmlisches zu dem Zwecke geschehen ist, kann auf den Impuls zurückgeführt werden, den er gegeben hat. Auch die Lotterie, die deutsche Künstler veranstalten, und deren Loose jetzt fleißig colportirt werden, hängt damit zusammen.

Kirchenbau ist heute die am wenigsten populäre Gattung der Architektur; unter anderem eine rechtschaffene Scheu davor, alten Most in neue Schläuche zu füllen, lähmt die Thätigkeit der Künstler und der Laien nach dieser Richtung, und wer wollte sagen, daß dies nicht ein verständiger Grund sei. Schlimm aber wäre, wenn etwa jenes Bauwerk in Salzburg darunter leiden sollte. Man mag den Leuten dort, obwohl sie stark auf Unterstützung von außen angewiesen sind, keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie ihre Kirche vielleicht etwas größer, etwas reicher angelegt haben, als erst Absicht schien. Sie handeln in dem richtigen Gefühl, daß etwas Ordentliches hergestellt werden muß. Vorausgesetzt, sie ermüden nicht, ihrerseits das Möglichste zu leisten, können wir ihnen darin nur beipflichten. Vielleicht wäre es am Orte gewesen, die fromme List jenes Architekten nachzuahmen, der den Auftrag bekam, eine große Kirche zu bauen, obenein in gothischem Stil, aber wohl wußte, daß solche Bauten in der Regel stecken bleiben und daß die Thürme dann immer am schlechtesten wegkommen. Deshalb baute er diese zuerst; für die Herstellung des Schiffes, um des willen ja gebaut wurde, mußte dann wohl oder übel Rath geschafft werden. Wir denken, in dieser Sache dürfte etwas gewagt werden auf das Gemeingefühl der deutschen Protestanten überhaupt. Sie alle sind dabei mit engagirt; es schadet nichts, wenn der allgemeine Opfersinn stark in Anspruch genommen wird.

Man weiß, daß es sich dort um eine Sühne handelt. An jener Stelle
Grenzboten IV. 1865.

ist die schlimmste Sünde begangen worden, die ein Fürst an seinem Volke begehen kann, ein Verbrechen, das all das Widerwärtige an sich trägt, das in der Verstößung von Kindern durch den Vater liegt. Und nicht einmal nur ist das geschehen, sondern zum öfteren, endlich in einem Umfange, den unser sittliches Gefühl für möglich zu halten sich sträuben würde, müßten wir uns nicht gestehen, daß in unsrem gesegneten Vaterlande, in unsrer Zeit, die's bis an die Sterne weit gebracht hat, noch hier und da Zustände vorhanden sind, die wie übriggebliebene Nebelstreifen an die böse Luft jenes Zeitalters gemahnen. Oder liegt mehr als der zeitliche Abstand eines Jahrhunderts zwischen der Thatfache gewaltsamer Austreibung von Glaubensdissidenten und derjenigen des stillen Zwanges zur Auswanderung, der heute noch und morgen wieder brave Leute von den Ufern der Fulda und aus den Ackertristen Mecklenburgs hinwegtreibt auf die Bremer Schiffe? Bleibe im Lande und nähre dich redlich, ist ein alter Spruch unsres Volkes; ohne Herzbrechen geht's nicht ab, wo er vergessen werden muß.

Von der jungen salzburger Gemeinde, die jetzt ihre Kirche baut, können verhältnißmäßig nur Wenige mit des Landes Erinnerungen ver wachsen sein. Die meisten sind wohl neue Zukömmlinge. Desto besser; sie theilen dann nicht den Groll über das Vergangene. Um aber den mangelhaften Erbzusammenhang der heutigen Evangelischen mit denen von ehemals zu erklären, erzählen wir die Geschichte von der salzburger Emigration.

Vorher eine allgemeinere Anmerkung. In der Geschichtschreibung über diese rührende Begebenheit zeigt sich, wenn auch noch sehr gering, eine Wendung des historischen Interesses der Deutschen.

Wenn wir die neuesten Geschichtsdarstellungen betrachten, welche die Epoche der Religionskämpfe in Deutschland, namentlich den dreißigjährigen Krieg und was mit ihm zusammenhängt, behandeln, so nehmen wir fast an allen wahr, daß sie polemischen Charakter tragen. Wird schon über den Thatbestand von Ereignissen, die in der ehrwürdigen Ferne von zwei Jahrhunderten und weiter hinter uns liegen, mit ungewöhnlich starkem Gemüthsantheil gestritten, so begegnet uns bei der Beurtheilung der Dinge und Personen aus diesem Zeitalter die erhitze Animosität. Man gedenke nur der Herren Hurter, Onno Klopp, Schröder und Consorten und ihrer Gegner. Es ist als wären die Parteilstellungen von damals wieder neu geworden, als gälte es, mit lauterhobener Stimme das herausfordernde Hei Welf, Hei Waibling mitzurufen, das in immer erneuter Form durch die Geschichte unsres Vaterlandes geht. Uns tritt Angesichts jener Vorgänge lebendige Röthe auf die Wangen; gewohnt, wie wir sind, überall nach den ursprünglichsten Zeugnissen zu greifen, treten wir auch in directeres, persönliches Verhältniß zu dem Vergangenen. Was den nächsten Nachkommen Mumien waren, wird uns Fleisch und Bein, aus den Ueber-

bleibseln weht uns Odem an, wir empfinden ihre Gegenwart, sie leben in uns wir leben in sie hinein, was ihre und unsere Leidenschaft erfüllt; wir tauschen unsre Freuden und Schmerzen mit ihnen, denn — Gott sei Dank — wir haben welche, haben lebendige Vorstellungen von großen Zielen, die wir als Resultat gemeinsamer Arbeit der Jahrhunderte erkennen, und so geschieht es, daß so unzählig vieles, war vor hundert Jahren den Leuten bei aller Nähe fern war, uns verwandt ansieht und zu lebhafter Theilnahme hinreißt. Die historischen Thatfachen von damals und ihr Sinn bilden wieder offene Fragen, sie sind Waffen geworden, mit denen sich Menschen von heute in ihrer eigenen Sache bekämpfen. In hundert Jahren wird man in dieser historischen Literatur die Pathologie unsrer gegenwärtigen Leidenschaften studiren. Darum wird man uns dann vermuthlich nicht schelten, sollte auch Eifer und Einsicht manchmal dabei in Conflict gerathen sein, sondern man wird uns vor anderen das Zeugniß sittlicher Lebendigkeit und Energie geben.

Unter den nächsten zeitlichen Nachbarn der Epoche des großen Kriegs, so sehr sie physisch noch die kaum gestillte Bewegung empfinden konnten, war dies anders. „Die Meisten reden und schreiben von diesem traurigen Periodo der deutschen Geschichte und von der beklagenswerthen Zerstörung unseres Vaterlandes nicht viel anders als von der Belager- und Einäscherung der Stadt Troya, welche man heut zu Tage als eine Historie oder Fabel ansieht, an welcher man keinen Theil zu nehmen Ursache habe.“ Ganz zutreffend bezeichnet ein Gelehrter aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts mit diesen Worten die Stimmung seiner Zeitgenossen. Denn fast in all den dickleibigen Geschichtswerken der Zeit pflegen diese Dinge behandelt zu werden mit der ganzen olympischen Ruhe des Unbetheiligten, höchstens im Tempo eines langen Privatprocesses, worin mit gleicher Würde und gleicher Sachlichkeit die wichtigsten Dinge und der Pappenspiel erwogen und betrachtet werden. Wir sehen in gleichmäßigen Zeiträumen das Tintenfaß des gelehrten Forschers sich leeren und wieder füllen, wir hören das Rauschen der Prise, die den Actenstaub bändigt, sehen hinter der Wagenburg von gelehrtem Material das schmunzelnde Gesicht des Mannes, der sich bewußt ist, nur die Dinge zu schauen — und die Dinge sind leblos. Zwischen dem, was er thut, und dem, was er ist, liegt eine weite Kluft. Und dieser Mann ist Repräsentant seiner Zeit. Auch sie lebt dahin ohne wesentliche Empfindung des Vergangenen. Der große Krieg ist aus; alle guten und schlechten Kräfte haben sich in ihm müde gerungen. Zu Münster und Osnabrück haben kluge Herren den Frieden geschlossen; der gilt als eine heilige Schranke aller Ungebühr und Unbill; die rechtliche Norm ist gegeben, was will man mehr? Das sind die Gedanken der Leute, bis jeder Tag, jedes Ereigniß sie belehrt, daß dieser Friede, diese Rechtsnorm nichts ist als eine künstliche Mittellinie zwischen dem augenblicklichen herabgedrückten Grade ewig

feindseliger Kräfte, ein Todtenschein der Nation in Paragraphen. Denn dem Zustand allseitiger Gährung, Auflösung, Verwirrung ist das große Siegel aufgedrückt: es bleibe so! Der pulverisirten Nation werden die rohesten politischen Gedanken als Geheimnisse der Weisheit aufgezwängt; sie leistet keinen Widerstand. Ganz stille nur und vereinzelt regt sich ein innerliches Leben, aber es gedeiht unabhängig von aller patriotischen Empfindung. Sie erwacht erst wieder von der Posaune des schlesischen Kriegs.

Auch bei dem Gegenstand der nachfolgenden Darstellung zeigt sich solcher Unterschied in der Betrachtungsweise. Es giebt eine außerordentlich reichliche Literatur über die salzburger Vorgänge. Mit der ganzen Pedanterie des vorigen Jahrhunderts sind die Acten gleich nach frischer That gesammelt, von Katholiken und Protestanten dicke Elaborate verfaßt, Replikken und Duplikken, alle in jener strogenden redseligen Ausführlichkeit, die leider in der Regel ihren Zweck veräußt. Ich will sie nicht namhaft machen, diese mehr oder minder würdigen Herrn Emigrationsseribenten. Sie zählen nach Duzenden. Die meisten haben die erbauliche Absicht und nivelliren die Dinge mit der breiten Walze eines bloß theologischen Interesses. Andere sehen die Angelegenheit vorwiegend juristisch an. Da werden die Sachen zu Principien verflüchtigt und die Bühne des bewegten Dramas ist Nirgendheim. Dennoch tritt uns in vielen jener Gelegenheitschriften schon beweglichere Empfindung, reizbarer Sinn, ja sogar Zorn entgegen. Man zetert und lästert schon herüber und hinüber, nur zeigt diese Entrüstung, daß man die Thatsache als einzelne auffaßt; man steht nicht Haus und Herd, um die dabei gestritten würde, noch Erkenntniß der tieferen und allgemeineren Ursachen; überall bei ganz gutem Willen die Merkmale, ich möchte sagen sittlicher und geistiger Vaterlandslosigkeit.

Nun hat sich jenen Schriftstellern in neuester Zeit einer zugesellt, und da sieht es gleich ganz anders aus. Von 1861—1863 nämlich erschien Georg Abdon Pichlers salzburger Landesgeschichte (Salzburg, Oberer). Das Werk zeigt in Anlage und Ausführung, speciell aber in Sprach- und Schreibweise einen starken Aufwand von Lokalpatriotismus. Dabei will es aus den Anschauungen des sogenannten freisinnigen Katholicismus geschrieben sein; freilich bemerken wir nur zu oft bei der Handhabung der historischen Dinge, daß auch dieser Katholicismus, so sehr er sich immer davor verwahrt, zur Geschichtsforschung in einem delikaten Verhältnisse steht; denn am Gange seiner historischen Logik beweist es sich von neuem, daß despotisme éclairé eben doch Despotismus bleibt. Uebrigens muß erwähnt werden, daß der Verfasser sich nicht hat verdrießen lassen, die weitschichtige Literatur durchzuarbeiten; schade nur, daß ihm die Voreingenommenheit seines Standpunktes den Blick für manche nicht unwichtige Seite des Gegenstandes trübt. Dabei ist er ein offenherziger Mann; er bekennt allenthalben Farbe, und da er cholischer Complexion ist, so läßt er das

Schwert seiner Entrüstung nicht rostig werden, sondern zieht fleißig vom Leder gegen die protestantischen Schälke, die Sanct Ruperts heiliges Erbe durch das Gift ihrer Verleumdung so oft geschändet haben. Die classische Stelle, sich darin ein Gütchen zu thun, bietet sich bei der Darstellung der Regierungsperiode Leopold Anton's von Firmian, unter welchem die vielberufene Auswanderung der salzburger Protestanten geschah. Auf die meisten seiner Demonstrationen und Ausfälle wird kaum ernstlich erwiedert werden können. Sie zeigen, welcher Schatz von Naivetät sich in den österreichischen Bergen erhalten hat, und bestätigen die Wahrnehmung, daß zwischen der katholischen Bildung und der unsrigen eine fast unausfüllbare Kluft ist.

Trotz solchen in ihrer Weise vor Widerspruch sichernden Eigenthümlichkeiten erfuhr Herrn Pichlers Buch alsbald nach Ausgabe des Heftes, welches die salzburger Emigration behandelt, einen lebhaften Protest. In der salzburger Zeitung vom 20. Juni 1863 nämlich erschien eine öffentliche Erklärung gegen seine Auffassung. Sie schloß folgendermaßen: „Zwar hat die Geschichte längst über die salzburger Auswanderung und ihre Ursachen, sowie darüber ihr Urtheil gefällt, durch wessen Schuld dieselbe veranlaßt worden sei, und wir könnten daher in der Ueberzeugung, daß die Ausführungen des Herrn G. A. Pichler das Urtheil der Geschichte über den unbescholtenen Charakter unserer Voreltern und ihre standhafte Glaubensstreue nicht umstoßen werden, getrost zu seinen verspäteten Anschuldigungen schweigen, wenn uns nicht in dem Augenblicke, wo zu unsrer innigsten Freude in der Landeshauptstadt Salzburg selbst wieder eine evangelische Gemeinde sich gebildet hat, daran gelegen sein müßte, diesen unsern evangelischen Brüdern gegenüber ein Zeugniß von der tiefen und dankbaren Verehrung abzulegen, die wir dem Andenken unserer um ihres Glaubens willen von Haus und Hof vertriebenen salzburger Voreltern fortdauernd bewahren, deren Nachkommen zu sein wir stolz sind.“

Diese Verwahrung kam aus Gumbinnen in Ostpreußen und rührte her von den Vorstehern der dortigen salzburger Anstalt. Was diese dorthin in die äußerste Thule deutschen Lebens verschlagen, und was ihre Pietät gekränkt hatte, als sie die neueste salzburger Geschichte gelesen, das soll in kurzen Zügen erzählt werden.

Als das Religionspatent von 1861 in Oestreich erschien, welches den Katholiken die Gemeinderechte gab und die Wirksamkeit des Gustav-Adolph-Vereins im Kaiserreiche zuließ, da war es auch den Landkundigsten fast ein Wunder, wie zahlreich noch in Salzburg evangelische Familien vorhanden waren. Allenthalben unter den Stillen im Lande traten protestantische Glaubensgenossen hervor, sammelten sich aus der Diaspora zur Gemeinschaft und nicht lange, so zeigte sich das Bedürfniß nach einer eignen Kirche.

An allen wichtigen Wendepunkten deutscher Dinge — und jenes Ereigniß

darf auch für einen solchen gelten — ist oft das wichtigste, daß wir sie mit jenem unverwüsthlichen Optimismus betrachten, der dem guten Gewissen und der politischen Kindheit eigen ist.

In Oestreich zumal sind wir darauf angewiesen, aber will uns auch manche Erfahrung wißigen, den Tag nicht vor dem Abend zu loben, hier in diesem Falle ist guter Glaube ein Gebot unserer eigenen Ehre. Wir haben jenen Boden wieder und es ist eine ernste Pflicht, ihn würdig zu behaupten.

Sehr frühe schon hat Luthers Lehre in Salzburg Boden gefunden. Johann v. Staupitz, auf dessen Namen immer eine heilige Weihe ruhen wird, weil er zuerst in die Tiefe der großen Seele geblickt, deren männliches Ringen uns Nachkommenden die Freiheit des Geistes erstritten hat, liegt im Schatten der St. Veitskapelle im Benedictinerstift zu Salzburg begraben. Nicht ausdrücklich hat der edle „gottgelassene“ Mann das evangelische Bekenntniß gefördert; er war einer der gewissenstrengen Alten, die mit der neuen Zeit zu leben nicht den Muth und nicht die Kraft fühlten; aber wie Wittenberg die Heimath seiner Gedanken blieb, so ist aus seinem durch Luthers Begegnung erschütterten Wesen der erste Strahl des neuen Lebens in die Ferne gekommen. Denn kaum ist er todt, da regt sich unter den Benedictinern, deren Abt er war. Sie zuerst predigen in Salzburg wider päpstlichen Mißbrauch. Aber ebenso schnell sind auch die Gegner auf. Ihr Eifer war es, der den Paul Speratus, den geist- und gesinnungsvollen Prediger, aus Salzburg vertrieb. Er flüchtet nach Wittenberg zu Luther und in dem Schicksale dieses ersten Boten, der aus den Salzbergen nach Norden kommt, liegt symbolisch eine Verkündigung dessen, was dem evangelischen Volke dort bevorstand. Denn als Luther dem desperaten Herzog von Preußen den Kopf zurecht gesetzt, gab er ihm denselben Speratus mit nach Königsberg und er ist mit an erster Stelle der Begründer der Reformation im Osten geworden.

Aber bald kam es in Salzburg zum Blutzugniß. Georg Schärer, Flüchtling aus dem Kloster, verkündete mit lautem Frohmuth das neue Evangelium. Er fiel durchs Richterschwert. „Ich preise den Herrn,“ sprach Luther, als er davon vernahm mit der stolzen Gewißheit, die nur den Wundermännern Gottes eigen ist — „ich preise den Herrn, daß auch diese Herrlichkeit der apostolischen Kirche wiedergekommen ist!“ Fünzig Jahre nachher unternahm der Seelenarzt des Erzbisthums die erste Radicaleur gegen das neue Wesen. 1588 erließ Erzbischof Wolfgang Dietrich ein Religionspatent, welches Rückkehr zur alten Kirche oder Auswanderung verlangte. Damals hat sich mancher einschüchtern lassen; aber eine gute Zahl mied die Heimath und verstreute sich in die Nachbarschaft des Reichs. Ein Jahrhundert lang blieb leidlich Ruhe. Während dessen hatte sich im tesseregger Thale eine protestantische Gemeinde gebildet, in der Verborgenheit pflegte sie ihrer Andacht. Da erhob 1685 Erzbischof Max Gaudolf

die Hand gegen sie. Was den Drohungen sich nicht beugte, wurde ergriffen und verstoßen. In wenig Wochen war die Säuberung vollbracht. Die Hälfte des Vermögens der Renitenten wurde eingezogen, und mit ihm wurden alle Kinder unter dem fünfzehnten Lebensjahre zurückbehalten, um in den Klöstern und Jesuitenschulen Vater und Mutter vergessen zu lernen. Das Gleiche widerfuhr den Bergleuten zu Hallein. Geführt von Joseph Schaitberger, der durch seinen Bruder, einen Lehrer in der Stadt, unterrichtet worden war, bekannten sie sich offen zur lutherischen Lehre. Standhaft im Gefängniß wie vor der zelotischen Predigt der Bettelmönche, zogen über Tausend in die Verbannung.

I bin ein armer Exulant
 A so thu i mi schreiba,
 Ma thuet mi aus dem Vaterland
 Um Gottes Wort vertreiba.

Das waß i wol, Herr Jesu mein,
 Es ist dir a so ganga,
 Izt will i Dein Nachfolger sein,
 Herr, mach's nach Dei'm Berlanga!

Das Exulantenlied tönt noch immer in der Erinnerung fort. Schaitberger selbst hat es gedichtet. Seine treuherzigen Kundgebungen gewannen für die eingeschüchterten Zurückbleibenden und für die Exilgenossen den Werth symbolischer Schriften. Wiederholt ist der muthige Mann sogar trotz der furchtbaren Strafe, die darauf stand, in die Heimath zurückgekehrt, um zu trösten und zu stärken. In Nürnberg, wo er bleibendes Unterkommen fand, hat er als Greis noch die schmerzliche Genugthuung gehabt, die letzten Glaubensgenossen auf ihrer Flucht zu sehn.

Aber dreimalige Verläugnung ist christliches Herkommen. In der salzburger Regierung folgten Extreme auf einander. Während unter dem frommen, mildgesinnten Erzbischof Franz Anton von Harrach die Evangelischen sich der Duldung erfreuten und ihre stille Gemeinde von neuem zunahm, trat der Nachfolger Leopold Anton Graf von Firmian als ein echter Repräsentant der zelotischen Monomanie auf, die uns so oft Räthsel aufgibt in den Annalen der katholischen Kirche. Man sagt ihm nach, er habe einen Schwur gethan, das Land von den Kezern zu reinigen und sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen! Gleichviel, ob das wahr ist, gleichviel, ob das Wort in dem nämlichen Hause ausgesprochen worden, worin nach vier Menschenaltern die erste geduldete Protestantengemeinde sich versammelt hat: erfüllt hat er es, wenngleich die Form dieser Erfüllung nicht ganz so drastisch, nicht ganz so frevelhaft gewesen ist, wie gemeinhin geglaubt wird.

Der Erzbischof ging zuerst an eine Revision der Zustände. Er rief die Jesuiten, die Techniker der Inquisitionskunst herbei. Seine Meinung war, sie sollten durch Bußpredigt die Leute erforschen und berathen. Aber wie es in solchem Falle immer geht, ging es auch hier. Die Meisten nahmen ihren eigenen Weg. Als sie eidliche Bekräftigung des katholischen Bekenntnisses forderten, weigerte man sich, etliche, voran Hans Lärcher und Veit Breme, Bauern aus Werfen und Obermaiß, erklären sich offen zur augsburgischen Confession. Schon zuvor hatten die Jesuiten verlangt, jeder Gutt Katholische sollte als Unterscheidungsmerkmal ein Scapulier anlegen und beim Gruße nicht „Guten Tag“ bieten, sondern „Gelobt sei Jesus Christ!“ Es war eine gute Kritik des dummen Anachronismus, der in diesem Begehren lag, wenn nunmehr die Spieler und Säufer in den Schenken Karte und Krug mit dem Refrain des Heilands wechselten. Aber Papst Benedict der Dreizehnte hatte die Einführung dieses Grußes mit zweihunderttägigem Ablass geheiligt, und so hat ihn die blöde Masse behalten.

Was die Bauern mehr empörte als solche Einfälle, war das Spioniren nach lutherischen Büchern und das Verbrennen derselben, und am meisten, daß nunmehr einzelne Inhaber solcher Schriften von den Jesuiten, die sich mit bekannter Fingerfertigkeit der Polizei annahmen, ins Gefängniß abgeführt oder aus dem Lande gewiesen wurden. Dies Verfahren reizte die Leute, und da ein Groll leicht den anderen zur Empfindung bringt, so besannen sie sich jetzt, daß sie über gar mancherlei zu klagen hatten. Kein Wunder, wenn die Bauern in dieser Lage auf einen dummen Streich verfielen. Sie schickten Abgeordnete nach Wien zum Kaiser und an andere Fürsten, hauptsächlich aber nach Regensburg an die Pontius und Pilatus der ewigen Reichsversammlung, den Bundestag des achtzehnten Jahrhunderts. Wirklich nahm das Corpus evangelicorum, die ständigen Vertreter der nichtkatholischen deutschen Staaten, sich ihrer an; leider nur zu sehr, und das war ein doppeltes Unglück, da der Eifer des ohnmächtigen Collegiums die Sache bloß verschlimmern konnte. Vergleicht man den Inhalt der regensburger Intercessionschriften in Sachen der bedrängten Lutheraner mit den officiellen salzburgischen Darlegungen auf Grund der Proceßacten, so ist — selbst wenn diese Acten noch so discret benutzt worden sind — kein Zweifel darüber, daß die Flüchtlinge sehr übertrieben und die hohe Reichs-Religionspolizei ihnen viel zu viel Glauben geschenkt hat. Der salzburgische Resident in Regensburg, Baron Zillner von Zillerberg, ein höchst geschickter Diplomat, wurde gleich beim Anfange der Interpellationen von seinem Herrn angewiesen, sich auf nichts einzulassen. Denn der Erzbischof, entweder in der aufrichtigen Meinung, bei solchen Fragen nur dem kaiserlichen Hofrath verantwortlich zu sein, oder bewogen durch die unkluge Art der Proteste, sprach dem Corpus evangelicorum jede Competenz in seiner Angelegenheit ab. Es war

eben damals wie heute: die hohe Reichsbehörde war gleich einem Messer, welches zu allem gut ist, nur nicht zum Schneiden.

Uebler als der Mißerfolg der übereifrigen Regensburger war der Umstand, daß der Erzbischof durch jenen Schritt seiner Unterthanen in seiner Eigenschaft als Landesherr umgangen und hintergangen worden war. An ihn direct hätte man sich wenden müssen, vom übelberichteten Herrn an den besser zu unterrichtenden appelliren sollen. So aber war nicht bloß ein Vertrauen, es war auch eine sehr ernsthafte Pflicht verletzt. Ohne Frage haben die Leute damals in dem richtigen Instinct gehandelt, daß ihre Vorstellungen beim Landesherrn nichts fruchten würden, und daß — da bereits etliche Ausweisungen erfolgt waren, Gefahr im Verzuge sei; denn nach hochverrätherischer Absicht steht nichts aus, was sie unternahmen, wenigstens wie sie es unternahmen. Allein Incorrectheit ist in solchen Sachen immer zugleich Unrecht. Sie sollten schnell erfahren, daß der Bischof es so auffaßte. Er ließ die Pässe schließen und durch scharfe Controle die Communication der Mißvergünstigten mit Regensburg unmöglich machen. Nun wurde es unruhiger im Gebirge. Der Erzbischof verheißt Untersuchung durch eine besondere Commission. Böswillige Uebertreibung, der man in Salzburg noch weniger hätte zu glauben brauchen als in Regensburg dem Gegentheile, macht die Abgeordneten bange; die Sendung verzögert sich.

Klagten die Katholiken über die Bosheit der Calumnianten, die mit erhabter Phantasie ihre Schilderungen gemacht hatten, so durften die Gegner jetzt mit ebenso viel Recht in dieser Verschleppung schlimme Absicht argwöhnen. In der Ungewißheit, was bevorstehe, und in der Befürchtung, daß es nur auf eine Erneuerung der Jesuiten-Examina abgesehen sei, beschließen die Dissidenten, sich gegenseitig zu übereinstimmendem Verfahren zu verpflichten. Es galt Nothwehr gegen die religiöse Bedrückung. Zu dem Ende kommen die Bauern zuerst in Hütten zusammen. Der Pfleger von Weifen macht ihnen Vorstellungen, verweist sie auf die Hofcommission, aber es handelte sich ja grade darum, die Parole für die bevorstehende Begegnung mit den Räten des Fürsten auszugeben. Die Gesinnungsgenossen werden beschickt, hin und wieder die Katholischen bedroht. Dann als Mitte Juli 1731 die Commissäre wirklich ihr Geschäft beginnen und man erfährt, daß der Kanzler Christiani von Röll unter ihnen ist, der besonders schlecht angeschrieben stand, kommts zu neuen Conventikeln mit tagelanger gemeinsamer Religionsübung, und am Laurenti-Sonntag versammeln sich in der Morgendämmerung die Vertrauensmänner der evangelischen Bezirke im Marktflecken Schwarzach im Goldecker Gericht; dort treten sie um den Tisch des Wirthshauses, in dessen Mitte ein Salzfaß steht. Sie beneßen die Finger, tauchen sie in das Salz und geloben einander beizustehen und sich nicht abdringen zu lassen von Luthers Lehre. So wurde der Salz-

bund geschlossen, benannt nach jenem Bunde, den nach dem Bericht im zweiten Buche der Chronica Jehova mit David und seinen Söhnen schloß.

Mittlerweile hatten, unterstützt von einem verständigen und beruhigenden Decrete des Erzbischofs die Hofcommissäre ihre Vernehmungen begonnen. Zuerst in Werfen. Da bringt die Marktgemeinde ihre Klagen vor über das ungebührliche Sportuliren der Pfleger und Beamten, über das unverschämte Poltern und die Geldbußen der Geistlichen. Hinsichtlich der Religion bekennen sich die Leute in der Masse katholisch. Dann aber, als Umfrage von Mann zu Mann gemacht wird, kommt an den Tag, daß die überwiegende Mehrzahl sich für Protestanten erklären. Die Gebirgsgemeinde derselben Gegend legt den Commissären ein Memorandum vor, dessen Hauptstück Verwahrung gegen den Zelotismus der Pfarrer und den Druck der Bezirksbehörden bildet. Zugleich erklären sie, dem Fürsten treu und gehorsam zu sein, aber Religionszwang nicht leiden zu wollen. Dies wurde als eine Collectiverklärung sämtlicher Gebirgsgemeinden abgegeben, was jedoch die Commission nicht annimmt. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß man auf die Appellation an Regensburg einging, und daß versprochen wurde, es solle von Regierungswegen nichts Neues vorgenommen werden, bis die Angelegenheiten dort und in Wien vollständig entschieden seien. Das war nun freilich eine mißliche Verheißung und wenn auch die Leute bona fide dieselben sich gefallen ließen, man konnte Seitens der Regierung im Ernste nicht daran denken, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen, bis des Reiches hohe Potenzen ihren Schluß gefaßt, ein Termin, den menschliche Berechnung nicht bestimmen konnte.

Die Commission geht weiter. In Bischofshofen erklärt man, alle Wohlhabenden hielten fest an der alten Kirche, nur das besitzlose Volk strebe nach Neuerung. In Wagrain geben sich die Marktbewohner fälschlich als katholisch an; in St. Johann sind die Leute confus, zu deutsch betrunken, wissen nicht recht, was sie wollen, erklären sich jedoch nach einiger Besinnungsfrist evangelisch. Zu Gastein lautes Verlangen der Tagelöhner und Dienßboten nach evangelischen Geistlichen. In Goldeck katechisirt der Pfarrer in Gegenwart der Commissäre zu deren großem Erstaunen seine Gemeinde mit Prügeln. Ueberall aber neben der Klage über die Roheit der Pfaffen diejenige über schlechte Verwaltung und Rechtspflege der Bezirksoberen. Nur die Gemeinden von Tachsenbach, Zell und Wittersill verlangen als erkatholisch Waffen gegen die rebellionslustigen Nachbarn. Das zielte auf die von Forstau und Taurach, wo es besonders munter hergeht. Bezeichnend ist übrigens, daß der Mittelpunkt dieser Schreckensscenen, wie die Katholischen sie ansehen wollen, die Schenke in Hadstadt war. Dahin strömten die Leute der Umgegend, um sich als evangelisch einschreiben zu lassen, und dort war es, wo der Bräuer Kaswurm ihnen mit der Geige zu lutherischen Liedern aufspielte. Beim Singen blieb dann nicht, es wurden

dreiste Anspielungen auf das Zeughaus gemacht, Drohungen mit Gewaltthat nach oben, blutrünstige Worte, Maulverbrechen aller Art. Die Details dieser Aeußerungen sind aus den späteren Protokollen geschöpft. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die Verhöre meist einzeln vorgenommen worden sind, daß also für die Befragten viel Spielraum war, ihre Aussagen zu coloriren. Aus den Kundgebungen aber einen förmlichen Plan zum Aufstand oder gar, wie das alles Ernstes geschehen ist, zur Ueberrumpelung der Landeshauptstadt und zur „Ausstillung“ des Fürsten herauszudemonstriren, ist mehr als lächerlich.

Zur Beseitigung der übereinstimmenden Beschwerden über die Pfleger geschah nichts. Es wurde alles beim Alten gelassen. Der Erzbischof erklärte, demnächst auf den Bericht der Commission Beschluß fassen zu wollen; bis dahin sollten keine Rottirungen gestattet, die Zusagen der Commissäre gehalten werden. Zum Schluß, zunächst als Fühler, die schätzbare Bemerkung, daß das Militär in der Welt nur den Zweck habe, die Ordnung zu schützen. Das war des Pudels Kern. Denn mittlerweile hatte der Erzbischof mit Bayern und dem Kaiser um Hilfe verhandelt. Karl der Sechste weigerte sich wiederholt; erst als 23 Abgesandte der schwarzacher Versammlung auf dem Wege nach Regensburg aufgefangen worden waren, gab er nach und traf sogar selbst eigene Anstalten zum Schutz der Grenze. Ende September erhielt Firmian das Gewünschte aus Wien: Prinz-Eugen-Drägoner und Wurmbrand-Infanterie.

Was war geschehen, daß man fremde Soldaten heranzog? Die Begriffe von Hochverrath und Rebellion sind dehnbar. Mit der erfahrungsreichen Praxis unserer Gegenwart kann man allerdings in dem Verhalten der Salzburger mancherlei nachweisen, was crimineller Verfolgung ausgesetzt werden durfte; aber über Injurien waren die Leute thatsächlich nicht hinausgegangen. Auftritte solcher Art ereigneten sich damals bei tausend geringfügigen Anlässen: wenn eine neue Elle, ein neuer Groschen eingeführt oder dgl. hohe Staatsactionen vorgenommen wurden, war die Regel solcher Tumult. Freilich ist ganz richtig, was Herr Pichler sagt: kein Fürst ist verpflichtet, den Ausbruch einer Rebellion, die er kommen sieht, abzuwarten; aber es ist ein Unterschied, ob in solchem Falle vernünftige Schutzmittel ergriffen werden, oder solche, die das Uebel zeitigen. Und dies letztere geschah, als nunmehr mit Hilfe der in die Hauptorte hineinpracticirten kaiserlichen Soldaten diejenigen Männer gefänglich eingezogen wurden, die man als die Häufelsführer der Revolution ansah. Kein Wunder, wenn jetzt, da trotz der beruhigenden erzbischöflichen Erklärung 30—50 fortgeschleppt wurden, die Leute auf Anstalten zur Befreiung derselben dachten und sich ungeberdig zeigten. Aber daß man es mit einem mehr als treuherzigen Volke zu thun hatte, sollte man noch jetzt erfahren. Zum 22. October beraumten die Pfleger der Landschaften allgemeine Musterung

der Feuer- und Scheibenschützen an, die bei einem etwaigen Aufstande allein zu fürchten waren. Und die plumpe List gelang: vollzählig und ohne Harm stellten sich die Leute ein. Der Appell ist, daß man sie durch versteckt gehaltene Soldaten umzingelt und entwaffnen läßt. So schwer man auch denken möge über den ersten unklugen Schritt der Bauern, da sie über ihren Landesherrn hinweg sich Hilfe suchten in einer Noth, die doch eben factisch von ihm herührte, das Vergehen wird reichlich aufgewogen durch die eben bezeichneten Maßregeln Leopolds.

Ihm aber stellte sichs anders dar. Durch ihre Umtriebe, die er im Entstehen vereitelt, hatten die Unterthanen ihr Recht verwirkt. Was kam, mußten sie als seine Gnade hinnehmen. Er war nicht grausam in seinem Entschlusse. Was er that, ging der Sache nach nicht um ein Haar breit über sein wohlconditionirtes hochfürstliches Recht hinaus. Am 31. October 1731 — zufällig wohl am Reformationstage — unterschrieb er das berühmte Emigrationspatent. „Alle und jede, welche einer der übrigen zweyen im Römischen Reich tolerirten Religionen zugethan seynd und bey obverstandener massen erregter Empörung, nunmehr publice vel private sich hierzu erkläret und bekennet haben, sollen emigriren und bey Vermeidung schwerer, gestalten Dingen nach an Gut auch Leib und Leben gehenden Straff, fürdershin dieses Erz-Stiftt und die dazu gehörigen Lande meyden.“ Die Leute, welche der Bann traf, haben anfänglich geglaubt, es gelte nur einen Schreckschuß. Aber aus den Verhandlungen mit der regensburger evangelischen Behörde geht hervor, daß sie selbst es waren, die den Schritt provociren halfen. Denn die Klagen über Gefangensetzung ihrer Glaubensgenossen waren mehrfach durch die Behauptung verschärft, der Landesherr wolle ihnen das *beneficium emigrandi* weigern d. h. die Erlaubniß zur Auswanderung. Die erste Anregung zu der unglückseligen Maßregel ist also von ihnen selbst ausgegangen. Ob dies den Erzbischof so sehr gereizt hat, daß er vollen Ernst machte mit der Consequenz, oder ob er die Sache mit Vorbedacht dahin getrieben habe, kann dahingestellt bleiben; so viel jedoch ist klar: einmal war er sich selbst schuldig, die Verleumdung Lügen zu strafen, daß er die Leute wider ihren Willen im Lande behalten wolle, andertheils zeigt jene Behauptung der Dissidenten, daß ihr Verhalten nach ihrem eignen Urtheil die Anwendung der Bestimmungen des westfälischen Friedens über die Emigration rechtfertigte. Das darf nicht außer Acht gelassen werden. Leopold Anton hatte sich schriftlich schon öfters gegen jene Anschuldigung erklärt, jezt geschah nichts weiter, als daß er es thatsächlich wiederholte. Die Bestimmung entsprang beiderseitigem Rechte; wie die Unterthanen in solchem Falle die Auswanderung fordern konnten, so konnte er seinerseits sie verhängen. Natürlich machten ihm die Anwälte seiner Unterthanen noch lange das Leben schwer. Es entstand ein hitziger Federkrieg.

Aber wenn die Regensburger jetzt mit allerhand haarspaltenden Distinctionen die Prämiffen des fürstlichen Ausweisungsrechtes, nämlich die öffentliche und massenhafte Religionsübung der Dissidenten bestritten, so kämpften sie, wie wir andeuteten, mit zerbrochenen Waffen. Das Einzige, worüber sich wirklich rechten ließ, war die Bestimmung über den Termin der Auswanderung. Zweierlei Normen hatte der Erzbischof getroffen: die Nicht angefessenen, Tagelöhner, Dienstboten, Beisassen sollten binnen acht Tagen wandern; dasselbe galt von den Arbeitern, die bei den Berg- und Salzwerken angestellt waren. Selbstverständlich waren sie von Stund an alle entlassen. Den Angefessenen dagegen wurde eine Frist von 1—3 Monaten gegönnt; des Bürger- und Marktrechtes waren sie quitt, fintemal sie durch die Rebellion ihren Einweisungseid gebrochen. Nur wer binnen fünfzehn Tagen zur alten Kirche zurückkehrte, sollte Begnadigung erwarten dürfen.

Diese Gebote verstießen gegen den westfälischen Frieden, der in solchem Falle dreijährige Frist verlangt. Den Protest des Corpus evangelicum aber wies der Erzbischof mit der Erklärung zurück, daß es sich hier um Auführer handele, für welche keine derartige Bestimmung Geltung haben könne. Der Widerspruch hiergegen nahm europäische Ausdehnung an. England, Schweden, Holland, Dänemark und andre Mächte, voran aber Preußen, erhoben Protest; fast alle evangelischen Höfe drohten mit Repressalien, wenn die Modalität der Auswanderung nicht gemildert werde. Erst dem dringenden Verlangen Kaiser Karls, der über die unleidigen protestantischen Kritiken klagte, weil ihm in Ansehung der Erbschaftsfunction viel an dem guten Willen der Höfe lag und er ungehalten darüber war, daß der Erzbischof ein abmahndes Manifest, das er ihm mit den Soldaten geschickt, nicht veröffentlicht hatte, erst diesem wich der seines Rechtes stolz bewußte Kirchenfürst. Aber nur Schritt für Schritt gab er nach. Unbewegt von den dringenden Vorstellungen katholischer Freunde und evangelischer Feinde, führte er den Principienstreit noch lange fort, nachdem factisch alles zu Ende war. Was er zugestand, war, daß der Termin für die Auswanderung der Besitzlosen bis zum letzten November 1731, der für die Angefessenen bis April 32 hinausgeschoben ward. Außerdem sollten auch die unmündigen Angehörigen der Exulanten mitziehen dürfen und die Ordnung der Vermögensangelegenheiten ward auf billiges Uebereinkommen gesetzt. Zum Zehrgelde auf dem Transport bis zur Grenze hatte er sich ohne Widerrede erboten, und die Sporteln, die für den Umsatz des Eigenthums der Ausgewiesenen verlangt wurden, waren nicht ungebührlich.

An der Hauptsache änderte dies alles nichts: am 29. November saßen des Kaisers geliebene Reiter auf und gingen ans Werk. Dreierlei war zu beobachten: die notorischen Evangelischen mußten ohne Ausnahme aufgespürt und verjagt; aber andererseits auch alle andern, die etwa mit wollten, zurück-

gehalten werden, und das soll — rührend genug — das sauerste Stück Arbeit gewesen sein. Endlich mußte gesorgt werden, daß keiner über die Grenze zurückkehrte. Jegliches Handwerk hat nun seine Lustbarkeit, und so geschah es, daß die Reiter hin und wieder von ihren Palaschen Gebrauch machten oder ohne Noth eine Hege anstellten, und anderes mehr, was zum Costüm der Zeit gehört. Aber zur Steuer der Wahrheit darf nicht unerwähnt bleiben, daß im Salzburgischen kein Emigrant umgekommen ist, und daß auch die haarsträubenden Berichte der Exulanten über ihre Behandlung in den salzburgischen Gefängnissen von starker Uebertreibung nicht freizusprechen sind. Die einzelnen Züge, erwiesener Maßen oft genug willkürlich zusammengebracht, wurden durch die Hauptstadt getrieben. Es war ihnen nicht erspart, dort noch eine salbungsvolle geistliche Buxrede mit anzuhören. Daß diese ganze jammervolle Procebur im Winter vorgenommen wurde, ist damals und später von den Protestanten als grausame Härte gebrandmarkt worden. Herr Pichler weist diesen Vorwurf zurück — und mit Recht. Kam es dem Erzbischof darauf an, gefährliche Unterthanen zu entfernen, so mußte er die Besitzlosen im Herbst gehen lassen, nach der Feldbestellung. Denn für sie kam dann die schlimme Muße, die böse Anschläge zur Reife bringen konnte. Seinen Anstalten nach hatte freilich der Erzbischof nicht viel zu fürchten, aber er fürchtete sich gleichwohl, und seine Furcht war sein Recht; abgesehen davon, daß er auch daran zu denken hatte, seine katholischen Unterthanen vor der, wenn auch erdichteten Wuth der andersgläubigen Genossen zu schützen. Ueberhaupt muß betont werden: wenn uns heute der Ausgang dieser Sache empört, nicht sowohl daß es so kam, ist zu beklagen, als vielmehr, daß es völlig in der Ordnung war. Der Erzbischof bekam sein Recht wie Solyok im ganzen Umfang. Freilich auch darüber klärt uns Herr Pichler auf, daß es eine Fabel ist, wenn man von einem Schaden redet, der dem Erzstift durch die Auswanderung zugesügt worden sein soll. Zwar nicht alle die circa 30,000 Menschen, ein volles Siebentel der Bevölkerung, konnten durch die Einwanderung aus Schwaben, Tirol und Bayern ersetzt werden, aber die Stockungen in Gewerken und aller nothwendigen Arbeit dauerten wirklich nicht allzu lange, und der Wohlstand erlitt keine unheilbare Erschütterung. Indes wer bei Beurtheilung solcher Vorgänge sich mit diesen praktischen Kategorien begnügt, dem darf man füglich schweigen von der sittlichen Seite der Sache. Ein Recht zu haben und es zu gebrauchen ist zweierlei, und daß der Landesfürst derartige Späne mit den Unterthanen aus mehr als aus einem Gesichtspunkte zu betrachten habe, das ist selbst in jener Zeit anerkannt worden, sogar vom östreichischen Kaiser, sei es auch, daß diese modern-sittliche Regung zum guten Theil aus dem Aergerniß herzuleiten war, welches ihm das Verhalten Preußens und noch mehr die Zudringlichkeit des schwedischen Gesandten bereitete. Denn dieser ließ ihm trotz ausdrücklichen

f. l. Verbotes selbst in Karlsbad beim Sprudel keine Ruhe, wo der Hauptstatthalter deutscher Gerechtigkeit von damals vor den lästigen Querulanten ein Asyl suchte.

Bald nach Beendigung der Emigration besuchte der Erzbischof den Kaiser in Linz. Es sollte eine Art Versöhnung gefeiert werden, bei welcher Leopold Anton, so wunderbar das scheint, als gekränkter Theil figurirte. Und er spielte seine Rolle mit Meisterschaft. Auf drei Schiffen, begleitet von einer Dienerschaft von zweiundachtzig Köpfen, Wallawagen und sechs Zentnern Silbergeschirr fuhr der Triumphator dahin. Der Kaiser erwies ihm bei Empfang und Bewirthung die Ehren eines Kurfürsten. Man feierte im Stillen die Solidarität der katholisch-conservativen Interessen, wie man das heute nennen würde. Und während die Fürsten schmauseten und jagten und sich in widerlichem chinefischen Ceremoniell ergingen, wanderten jene vertriebenen Leute wirklich genau nach der Bannvorschrift mit „hintantragendem Sack und Pack“ die fremden Straßen. — Aber doch nicht in die Dede hinaus waren sie gestoßen. Sie hatten ein Ziel, eine neue Heimath. Schon als man einzusehen begann, daß in Salzburg in dem Streite zwischen Volk und Fürst keine andere Lösung sein würde als die, welche wirklich kam, hatten sich vorsichtige Leute aufgemacht, um Unterkommen zu suchen für sich und ihre Genossen. Wie die Zeugen aussagten, hatte bereits während der Gährung im Gebirge die dunkle Hoffnung in den Köpfen gespukt, daß die Brandenburger und die Schweden bereit seien, den Glaubensgenossen beizuspringen. In anderem Sinne, als sie meinten, erfüllte sich dies. Friedrich Wilhelm der Erste reichte ihnen die Hand. „Aus Erbarmen und herzlichem Mitleiden gegen Unsere . . . aufs heftigste bedrängte und verfolgte evangelische Glaubensverwandten, da dieselben blos und allein ihres Glaubens willen ihr Vaterland zu verlassen gezwungen werden“ — bot er laut seines Patentes vom 2. Februar 1732 ihren Tausenden sein Herzogthum Ostpreußen und Litthauen als Wohnsitz an. Er schickte einen eigenen Commissär, Johann Göbel, nach Regensburg, der die Emigranten aufzunehmen und zu dirigiren hatte, bestimmte ihnen einen ausreichenden Zehrpfennig für die Reise — den Männern 4, den Weibern 3 und den Kindern 2 Groschen täglich — verlieh ihnen alle Privilegien, Freiheiten und Rechte, die andere Colonisten in Preußen genossen, schenkte ihnen reichlich Grund und Boden, Häuser, Vieh und Baumaterial und sorgte mit seiner hartknochigen Gewissenhaftigkeit dafür, daß alle Rückstände aus der ehemaligen Heimath pünktlich geliefert wurden.

Berlin war der allgemeine Sammelplatz. „Am 29. April 1732“ — berichtet die gleichzeitige Erzählung in der „ausführlichen Historie derer Emigranten ꝛc.“ — „kamen die ersten nach Potsdam, wo sich damals Ihre Majestät der König in Preußen aufhielt. Der Commissarius erhielt königl. Befehl, vor der Stadt

mit seinen Leuten stille zu halten. Ein Medicus mußte die Kranken vor dem Thore besichtigen und sich ihrer Krankheit wegen erkundigen, damit sie könnten geheilet und verpfleget werden. Darauf bekamen sie Ordre in die Stadt einzuziehen. Die Geistlichen, die Schule und das Waisen-Haus machten sich auf, diese Leute hinein zu führen. Solches geschah in guter Ordnung und unter dem Gesange geistlicher Lieder. Als sie vor das Schloß kamen, wurde ihnen befohlen, in dem Garten stille zu stehen. Der König nahm sie selber in hohen Augensehein. Hierauf mußte der Commissarius vor ihn kommen und Bericht abstatten, wie sich die Emigranten auf der Reise aufgeführt, und wie man sie an unterschiedenen Orten aufgenommen hätte. Nachdem rieß man einige Salzburger hinzu, welche der König wegen ihres Glaubens examiniren ließ. Weil sie nun wohl und fertig antworteten, so bezeigte derselbe hierüber ein besonderes Wohlgefallen. Hierunter befand sich ein Knabe von 14 Jahren, welcher um der Religion Vater und Mutter verlassen hatte, und mit seinen Evangelischen Lands-Leuten in die Welt gegangen war. Der König fragte ihn: Wie er das verantworten könnte, daß er Vater und Mutter zurücke gelassen? Er gab hierauf zur Antwort: Wer Vater und Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht wehrt. Der König fragte weiter: Wer sich denn nunmehr seiner annehmen, und was er anfangen würde, weil er keinen Vater noch Mutter mehr hätte? Er antwortete: Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Diese gesetzte Antwort hat dem Könige sonderlich wohl gefallen, so daß er sich höchlich darüber verwundert. Nach dem Examine wurden alle mit Gelde beschenkt, und Befehl gegeben, daß sie an diesem Tage nicht weiter gehen, sondern daselbst ausruhen sollten.“ — Sie sind dann aufs freigebigste verpfleget worden und gingen am 30. April nach Berlin, wo sie noch reichlicher mit Wohlthaten überschüttet wurden. Einem späteren Trupp hielt der König am Leipziger Thore eine freundliche Ansprache, die Königin bewirthete die neuen Landesfinder in Monbijou, die Schulen geleiteten sie durch die Stadt. Vier Candidaten schlossen sich ihnen an, als Pfarrer der vier Kirchen, die ihnen der König bauen ließ. Zu ihrer großen Freude versprach er ihnen überdies, sie beisammen anzusiedeln. Dann gieng nach Stettin, von da zum Theil zu Schiff nach Königsberg, wo der Minister von Gören sie in Empfang nahm und in ihre neuen Wohnstätten hinter Memel einwies. Eine zweite Abtheilung, auch nach Tausenden zählend, entschloß sich auf die Berichte der Vorangegangenen hin, ebenfalls ins Preußische zu wandern. Diese langten im Spätsommer dort an. Sie sind nicht getäuscht worden; ihr neuer Herr hat alle seine Zusagen gehalten. Freilich auf seine Weise, und die war bekanntlich wenig anmuthig. So ließ er die ersten Abgeordneten aus Salzburg, um sich zu überzeugen, ob er nicht rändige Schafe erhielte, einem rigorosen Religions-examen unterwerfen, und er würde sie unzweifelhaft abgewiesen haben, wenn

sie nicht gut bestanden hätten. Denn es verläugnete sich nie, daß er neben der Krone Preußens auch die der Pedanterie trug. War es doch derselbe Friedrich Wilhelm, der die Socinianer und Mennoniten quälte, und der den Philosophen Wolf aus Halle wies — auch im Winter, wollen wir zur Genugthuung weiland Erzbischof Firmians hinzufügen. Ferner, wie sehr er bei seiner Handlung von anderer Humanität entfernt war, zeigt der Umstand, daß er sein Verhältniß zu den neuen Unterthanen nicht viel anders als einen Kauf auffaßte, wenn auch nie vergessen werden darf, daß er sie nicht zu eigenen Leuten machte und nach Möglichkeit von Frohnden eximirte. Aber das Volk, welches er einmal adoptirte und mit seinem guten Gelde unterstützte, mußte auch so zu sagen bei Heller und Pfennig eingebracht werden. In Erlangen baten beim Durchzuge der Leute französische Refugiés, etliche salzburgische Kinder annehmen zu dürfen; ein rührender Zug, daß grade diese, die gleiche Wohlthat genossen hatten, sie anderen wieder erzeugen wollten. Der König litt es nicht; solche Empfindungen waren ihm Larifari. In Leipzig begegnete ein ähnlicher Fall. Ein salzburgisches Mädchen hatte das Wohlgefallen ihrer Wirthsleute in dem Grade erregt, daß dieselben mit ihr in dem Wunsche übereingekommen waren, sie bei sich zu behalten. Sie waren wohlhabend, aber kinderlos, erboten sich beim Commissar, das Mädchen aufs Beste zu halten, ja sie an Tochter's Statt anzunehmen; alles vergebens; sie wurde schließlich trotz ihres Flehens gewaltsam mit fortgeführt. Möglich, daß hierbei der heftige Groll Friedrich Wilhelms auf August von Sachsen und Polen mitgewirkt hat, der wenige Jahre zuvor das schmachliche Blutgericht gegen die thorer Protestanten zugelassen hatte. Dies war es auch, was ihn veranlaßte, die Leute mit starker Escorte in die Colonie bringen zu lassen; denn sie mußten ja ein Stück polnisches Gebiet passiren. Die Katholiken haben großes Geschrei darüber erhoben, daß dann die Dragoner die Leute in ihrer neuen Heimath zusammenhielten, damit keiner entweichen sollte, und daß jeder Versuch zur Flucht mit dem Galgen bedroht wurde. So war die Art der Zeit und insbesondere des Mannes, der keine Wohlthat anders als mit dem Stocke in der Faust zu thun gewohnt war. Und konnte sein Anerbieten — auch wenn man von der barocken Form absieht — als ein Verdienst gelobt werden? Se. Majestät in Preußen braucht neue Menschen, um die durch Pest gelichtete Bewohnerschaft der östlichen Provinzen wieder zu vervollständigen! So höhnten die Verächter. Sei's drum; das trifft ohne Frage den Grundgedanken des Königs, wenn auch gewiß frommer Sinn dabei theilhaftig war. Aber er handelte zugleich nach rechtschaffener Tradition seines Hauses. Hatte doch sein erlauchter Vorfahr ohne die Nothwendigkeit, Pestflüchen auszufüllen, in ähnlichem Falle auch die Hände ausgebreitet und fremdes Volk adoptirt, — damals als die Aufhebung des Edictes von Nantes die Protestanten aus Frankreich trieb.

Auch das war Egoismus! wirft man ein. Nun wohl; wir widersprechen nicht, sondern wir freuen uns, daß es in Deutschland einen Staat gab und giebt, dessen Egoismus nicht anders kann, als dem großen Vaterlande Nutzen stiften. Gar mancher gutgemeinte aber schlecht gerathene Vers ist damals angestimmt worden zum Lobe jener That, und ein sächsischer Poet wagt sogar, was nur ein Sachse wagen kann, auf Preußen den kühnen Reim:

Woher der Name stammt ist schwerlich zu erweisen,
Hier kann die Deutung sein: es kommt vom Worte preisen.

In Summa: es war eine gute That, die dort geschah, und mehr als das: sie gab den Deutschen, willigen und widerwilligen, die Ahnung einer Gemeinsamkeit und die Gewißheit einer Zuflucht jenseits der grausamen Alternative des Bekenntnisses.

Bekanntlich gingen nicht alle Emigranten, sondern nur zwei Drittel der ganzen Zahl nach Preußen. Von den übrigen ließ sich ein kleiner Theil in Süddeutschland nieder, ein anderer größerer Trupp wurde von der holländischen Regierung auf der Insel Cadzand angestedtelt; ein dritter wandte sich über den Ocean nach Amerika; einzelne auch nach Schweden. Alle, mit Ausnahme derer, die nach Holland kamen, haben das Lob guter, fleißiger Menschen und rechtschaffener Unterthanen geerntet. Ueber die Ansiedelungen in Litthauen schrieb Friedrich der Große als Prinz in den allerrühmlichsten Ausdrücken.

In siebzehn Zügen sind sie in die preussischen Lande eingewandert. Allenthalben in Deutschland machten sie die größte Sensation. Das gute Zutrauen, welches im Manifeste des Königs von Preußen ausgesprochen war, daß jeder Mann den Exulanten unterwegs leisten werde, was Christenpflicht sei, bestätigte sich fast durchaus, mit einziger Ausnahme weniger altbayrischer Städte, wo sie pöbelhaft verstoßen wurden. Höchst charakteristisch in ihrer Charakterlosigkeit sind die Schilderungen des Eindruckes, den das Ereigniß machte. Zwar findet man in der Fortsetzung zu Ludewigs Erläuterungen der Reichshistorie die Andeutung, wie ausgiebig dasselbe für Gelehrtenfragen aus allen Facultäten sein könne; da sollen die Theologen erörtern, ob die evangelische Kirche von 20,000 Seelen ohne Kirche und Schule bestehen möge, ob zu verzeihen sei, daß die Salzburger sich auswendig zur römischen und nur inwendig zur evangelischen Kirche gehalten haben? Die Juristen sollen über die Rechtsverletzung studiren, die Mediciner beantworten, was diese Leute bei lauter Wassertrinken, Milch und Mehlkost gesund erhalte? was der Ursprung ihrer Kröpfe sei; die Philosophen sollen untersuchen, warum in alten Zeiten die migrationes gentium leichter gewesen als jetzt nur von einigen Familien und Hausleuten? und andres mehr. Aber die Schilderungen der Augenzeugen sind merkwürdig dürftig, oberflächlich und gleichmäßig. Nach ihnen erscheinen die Leute wie eine Heerde Schafe; es

ist, als wäre dreißigtausendmal derselbe Mensch ausgewandert. Ueberall die nämliche gottselige Art gemüthlichen Antheils, aber kaum eine Spur von Beobachtung, in der sich Sinn für das Wirkliche verrichte. Eine dieser Geschichten ist wie alle: stets sehen wir in den Emigranten die Muster-Christen, duldsame Lämmer, naive Tugendhelden, fast bis zum Ueberdruß. Darin bekundet sich derselbe Mangel der innern und äußern Sehkraft, der uns namentlich in der Kunst dieser Zeit auffällt. Es fehlt den Menschen an lebendiger persönlicher Empfindung ihrer selbst, daher bemerken sie auch nach außen keine Unterschiede.

Was ist ein armer Emigrant? Ein Strich, den man am Himmel kennet,
Den man die Milch-Strasß insgemein, weil er so weiß als Milch ist, nennet,
Aus unzählbaren hellen Sternen besteht dieses Striches Raum,
Man nehm ein Fern-Glas vor die Augen, denn sonst glaubet man es kaum,
Da man mit des Gesichtes Strahl nichts von denselben kan erblicken,
Doch iezo will der Himmel uns die Milch-Strasß vor die Augen rücken,
Wir führen eine Menge Sterne, die sonst in Salzburg unbekandt,
Die Unschuld macht sie weiß wie Wolle. Das ist ein armer Emigrant.

In fünfzig (!) solchen Strophen besingt das Ereigniß ein zeitgenössischer dresdner Dichter, und es ist außer Zweifel, daß alle Welt von seinem Wort erschüttert gewesen ist.

Wenn wir zum Schluß die Emigranten ein Stück auf ihrem Wege begleiten, so wird sich von selbst erklären, daß wir eine Schilderung wiedergeben, die das Interesse am Gegenstande mit dem localen d. Bl. verknüpft. Die gute Stadt Leipzig nämlich hat damals ganz besonderes Lob christlicher Mildthätigkeit erhalten, und wir versäumen nicht, den mittlerweile verwelkten Kranz des Dankes namens der Menschheit unsrerseits durch einen neuen zu ersetzen, indem wir den rühmlichen Bericht*) abdrucken und dabei gedenken, wie fein und lieblich es ist, daß nicht bloß zu Turn- und andern Festen, sondern auch an Feiertagen spendender Tugend Leipzig durch Gastlichkeit in großem Stile geglänzt hat. Folgendermaßen aber lautet die Schilderung des Zeitgenossen und Augenzeugen:

„Ehe noch unsere Emigranten Leipzig erblickten, hatte schon die Obrigkeit dieses Orts die rühmliche Anstalt gemacht, dieselben in die Wirths-Häuser zu vertheilen und daselbst auf gemeine Kosten zu verpflegen. (Der Zug war über 900 Mann stark.) Drum wurde bey jeglichem Wirths-Anfrage gehalten, wie viel er zu bewirthen annehmen wolte, da sich denn viel erklärten, 20 bis 30 Personen zu versorgen. Vor dem auswendigen Peters-Thor aber schlug man

*) Nachgezählt ist er in einem Büchelchen, welches der Pfarrer Ebermann zu Probsthaida zc. im Jahre 1810 in Erinnerung an die Einweihung der Paulinerkirche der Universität widmete. Bei der Glorification des tißiter Friedens, in welchem der brave Mann, der aber kein Helfeser war, die Gewähr des europäischen Glückes erkennt, reproducirt er jenes Bild leipzigerischer Tugend von ehemals in der unvermeidlichen paränetischen Absicht.

2 Gezelter auf, unter denen sich etliche vornehme Personen befanden, die diesen Einzug anzusehen Verlangen trugen. Hier befanden sich auch die Muster-Schreiber, welche denen Salzburgern die Billets austheilen, und sie in die bestimmten Wirths-Häuser anweisen solten. Der Platz aber, wo dieses vorgehen würde, war mit Stadt-Soldaten besetzt, damit keine Unordnung dabey entstände. Wer zur andern Zeit in dieser Stadt gewesen ist, und an diesem Tage wiederum hineingekommen wäre, würde gewiß gemeynet haben, man begienge iezo allhier einen besondern Fest-Tag. Denn alle Buden wurden zugemacht, alle Gram-Laden zugeschlossen, und alle Gewölber verriegelt. Auf denen Gassen sahe man wenig Leute, und in denen Häusern traff man auch nicht viel an. Jedermann war begierig, vor das Thor zu eilen, und die ankommenden Emigranten zu sehen. Einige ritten, viel fuhren, die meisten aber giengen zu Fuße hinaus, so daß sich auf dem auswendigen Stein-Wege viel tausend Menschen versammelt hatten. Alles dieses geschah den 13. Junii. Weil nun die Bürger Erlaubniß erhielten, so viel Fremdlinge mit sich nach Hause zu führen, als sie zu bewirthen gedächten, so warteten viel mit Verlangen auf ihre Ankunfft. Einige giengen ihnen gar biß nach Konnewitz entgegen, und lasen sich auf dem Wege diejenigen aus, welche sie sich vorgesezt hatten zu verpflegen. Endlich nach 5 Uhr rückten unsere Salzburger heran. Sie giengen Paar-weise einher, die Männer zuerst, die Weiber hernach, wie sie es ordentlich zu machen gewohnt seyn. Im Gehen sungen sie beständig geistliche Lieder. Es war recht beweglich anzusehen. Sie sahen ganz schwarz aus, weil sie auf ihrer langen Reise von der Sonne waren verbrannt worden. Ihre Kleider hießen auch nicht die besten, womit sie ihre Leiber bedeckten. Die Wiegen mit den Kindern hatten sie auf den Rücken gebunden, oder trugen sie vor sich auf denen Armen. Sehr viel Patienten lagen auf denen Wägen, unter denen sich viel Kinder befanden, die mit den Bocken überfallen worden. Dieser bejammernswürdige Anblick rührte vieler Herzen, daß sie viel tausend Thränen vergossen, und häufig unter sie Geld austheilten. — — Etliche unter den Bürgern nahmen 10, etliche 20, viel biß 30, und andere 40 bis 50. Daher geschah es, daß auch nicht ein einziger übrig blieb, den man in ein Wirths-Haus hätte verweisen können. Darnach gieng ein jeglicher mit den Seinen nach Hause, und war in willens, dieselben aufs beste zu verpflegen. Der Wirth oder Bediente marschirte voren, und seine lieben Gäste folgten ihm nach, welches nicht ohne Bewegung angesehen wurde, weil man allenthalben dergleichen Häuffen erblickte. Aber die wenigsten waren so glücklich, daß sie so viel nach Hause brachten, als sie anfangs angenommen hatten. — — Ein gewisser ansehnlicher Kauffmann war ihnen biß nach Konnewitz entgegen geritten, und hatte sich 50 Personen zu bewirthen ausgelesen. Doch brauchte er viel Mühe, daß er 20 davon nach Hause brachte. Die andern wurden ihm auf dem Wege

weggeriffen. — Von einem bekannten Traiteur wurde der Haus-Knecht hinausgeschickt, 36 Personen anzunehmen; er that auch solches nach dem Verlangen seines Herrn. Doch da er mit ihnen ans Thor kam, hatte er nicht mehr, als noch zwei Salzburger bey sich. Die andern hatten ihm andere heimlich abgeborget. Man sahe gar, daß etliche Geld gaben, damit sie nur Emigranten bekämen, wie denn mancher von ihnen wohl einen Gulden gekostet hat.“ — Mit viel Behagen über die Gutthat der Väter erzählt sodann der Berichterstatter eine Menge Einzelheiten, welche die bis zum Raub ausartende Sucht nach den fremden Gästen bekunden. Als diese dann in der Stadt umherwandern, werden sie mit Geschenken aller Art überhäuft, unter denen die Bibeln und Arndts wahres Christenthum einen fast zu großen Platz einnahmen. Den Mittelpunkt dieses improvisirten Weihnachts bildete aber der Gottesdienst des nächsten Sonntags. In der That wird in Leipzig selten so viel Rührung und so viel Collecte gesehen worden sein. Denn es war schier ein Wettrennen um den Preis der Wohlthätigkeit. Nun kam die Trennung: „Der Montag war kaum angebrochen, so stunden unsere Salzburger auf und verrichteten ihr Morgen-Gebet andächtig. Darnach giengen sie zu ihren Bekannten, und machten unter einander Anstalt, ihre Sachen einzupacken, die ihnen waren geschenkt worden. Wo nun noch einige Häuser verschlossen waren, in denen sich die Ihrigen befanden, so saßen sie sich an die Thüre, und stimmten ein Morgen-Lied an, damit die im Hause ihr Daseyn verstehn möchten. Wenn solches die Weibs-Personen thaten, ließ es sich ungemein wohl hören, weil alles auf der Gasse stille war, und sie den Gesängen eine anmuthige Melodie zu geben wußten. — Gegen 6 Uhr versammelten sie sich auf dem Roß-Markte, wo ihre Wagen stunden, und der (preußische) Commissarius sein Quartier genommen hatte. Man sahe mit vieler Verwunderung, wie stark ihre Bündel waren, die sie zum Thore hinaustrugen . . . Wann jemand seine Kinder durch den Tod verlohren hatte, oder sie denen Kleidern entwachsen waren, meynte er, dieselben nicht besser anzuwenden, als daß er sie denen Salzburgern übergäbe. Wer nun so unvermögend war, daß er ihnen weder Geld noch Kleider mittheilen konnte, brachte ihnen doch ein Frühstück, um sich dadurch vor ihrer Abreise zu laben. Darauf traten sie um 7 Uhr ihre Reise an, und giengen durch das Peters-Thor, die Peters-Strasse, den Markt, die Catter-Strasse, den Brühl, die Hällische Gasse, das Hällische Thor und die Gerber-Gasse. Allenthalben warff man ihnen Geld zu, man gab ihnen Semmeln, und begleitete sie mit tausend Wünschen. Am meisten aber bekamen die eißgrauen Personen, wie auch die kleinen Kinder, die auf denen Wägen lagen oder saßen. Vor dem Gerber-Thor stunden 2 große Buden, welche die Nürnberger in der Messe zu gebrauchen pflegen. Hierinnen befanden sich die Deputirten der Universität, des Raths und der Kauffmannschaft, welche denen abmarschirenden

Emigranten Geld austheilt. Hieher hatte sich auch ein alter Fleischer gestellt, welcher um Erlaubniß bat, neben die letztere Bude zu treten. Als man ihm dieß leichtlich vergönnte, zog er einen Sack heraus, in welchem sich lauter einzelne Groschen befanden. Aus diesem schenkte er jedem Salzburger einen Groschen, und wünschte ihm zugleich viel Segen auf den Weg. Auf dem Wege theilte man Kuchen, Bücher und Geld unter sie aus. Und an dem steinernen Creuze befanden sich einige Kauff-Leute, welche 2 Karren mit Strümpffen bey sich hatten, davon ein jeglicher von denen vorbeystreichenden Salzburgern ein Paar erhielt. Die Farben waren unterschiedlich, nachdem die Personen von unterschiedenem Alter und Geschlechte waren. Die Weiber bekamen grüne, die ledigen Weibsbilder aber rothe, und so befand sich auch der Unterschied unter den Männern. Als sie nach Cutritsch kamen, stand ein Mann am Wege, der einen blauen Mantel umhatte. Unter demselben hielt er eine Bouteille mit Weiß-Bier oder Gose, und in der Hand ein Glas. Wenn nun die Salzburger vorbeyst gingen, fragte er einen jeglichen: Ob er trinken wolte? Wo er nun solches mit Ja bekräftigte, gab er ihm so viel, als er zu trincken verlangte, damit ja keiner durstig von Leipzig abreisen möchte.“

Die zweite Abtheilung, 900 Köpfe, war einen Tag später nach Leipzig gekommen und ging auch einen Tag später wieder fort. Des Marktes wegen mußten die Leute jedoch den äußeren Weg über Pfaffendorf nehmen. Waren die ersten stille von dannen gezogen, so holten sie den Gesang nach. „Man denke sich“ — sagt der erwähnte Nacherzähler — „das Muthvolle und Herz-erhebende, das ihnen der heroische Gesang unsers unsterblichen Luthers: Ein feste Burg etc. einsöhte, und eben dieser Gesang schallte kräftig und mächtig in die majestätischen und vielleicht noch heydnischen (?) alten Eichen des Rosenthals hinein!“ Im September kam ein starker Trupp Nachzügler, ebenfalls auf dem Wege nach Preußen, fast lauter weiland Unfässige aus der Weiffener Pflege.

Noch ein anderer Bericht mag hier seine Stelle finden. Er ist öfters abgedruckt worden und daher nicht unbekannt. Er ist aber von besonderem Interesse, weil er geholfen hat, das Gedächtniß jener Vorgänge zu verewigen, wie keine Geschichtserzählung es je vermöchte.

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Dettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen anmahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabey er in seinem Herzen den Schluß faffet, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bey denen andern Salzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und

hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verhehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lasse wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne, als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr ganz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wol bey seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künfte, wie sie das Vieh füttern, die Küh melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmet und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie wehren, und antwortet: Ey, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolte, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeigt, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Wahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden.“ —

Man empfindet sofort die Aehnlichkeit dieser Geschichte mit der, welche Goethes Hermann und Dorothea erzählt. Diese Aehnlichkeit ist nicht zufällig. Es giebt Anhaltspunkte, welche wahrscheinlich machen, daß Goethe jene Geschichte gelesen, ja daß sie wirklich ein erstes Motiv seiner Dichtung gebildet hat. Berücksichtigen wir die veränderte Scenerie, die veränderte Gegenwart der Handlung, so haben wir ein gutes Stück vom Kern seiner Fabel. Nun ist aber, wie besonders die unmögliche Ortsangabe schließen läßt, dieses Histröchen selbst zum Theil Erfindung, ein Gemüthsgebilde unsres Volkes, dem freilich ohne Frage bestimmte Erlebnisse zu Grunde liegen. Und dies erklärt vielleicht am besten die individuelle Farbe des Berichts, von der bei anderen so wenig

zum Vorschein kommt. So hat liebevoller Sinn des Volkes dies Stück Erinnerung an eine theure Herzensangelegenheit dem edelsten Sohne auf die Seele gelegt, und er hat es zurückgegeben als ein freies Kind der Kunst. Bessere Sühne vergangener Schmach kann kaum gedacht werden. Aber damit sie auch praktisch beherzigt werde, sei noch einmal jenes Baues in Salzburg gedacht, welcher ihr reales Denkmal sein müßte. — M. J.

Nach dem Tode des König Leopold.

In dreifachem Sarge, mit Trauerfahnen und Todtenroß, mit dem ganzen düstern Pomp eines königlichen Begräbnisses ist der erste König der Belgier in der Grabkirche zu Laeken beigesetzt; die Liebe der Belgier zu ihm und dem Staat, den er geschaffen, hat in den letzten Wochen sich durch aufrichtigen Schmerz und mannhafte Haltung bethätigt.

Der König ist von dieser Erde geschieden als der Letzte von unseren sceptertragenden Fürsten, deren Kindheit in die Blüthe napoleonischer Herrschaft fiel, denen wirklicher Kriegsdienst in den Befreiungskämpfen persönliche Geltung und große Anschauungen gab. Auch um sein Haupt hing etwas von dem Glanze jener Zeit. Daß er ein Commando gehabt und Schlachtenarbeit mitgemacht, hob ihn, den Kriegsgefährten der mächtigsten Könige und Feldherrn, zu einer bevorzugten Stellung, welche sonst jüngeren Prinzen unsrer Fürstenhäuser nicht leicht zu Theil wird. So war es nicht Zufall oder guter Wille eines verwandten Regentenhauses, was ihn, den Schwiegersohn König Georgs, den englischen naturalisirten Prinzen, zum Throneandidaten für das junge Königreich Griechenland machte. Sein ruhiger, aber dauerhafter Ehrgeiz und seine unbehagliche Lage in England, wo Georg der Vierte ihn persönlich haßte, zeigten ihm die Aussicht auf den griechischen Thron sehr lockend, und die Realisirung dieses Wunsches wurde weniger durch seine Forderungen einer bessern Nordgrenze für Griechenland, als durch die Intriguen seines Schwiegervaters, König Georg vereitelt. Bis in die neueste Zeit aber blieb ihm ein warmes Interesse an dem fernen Lande, dessen Herrscher er einst hatte werden sollen, und noch bei dem letzten Dynastiewechsel Griechenlands war er es, welcher mit wahren Herzensseifer die Zukunft des Landes mit der seines Hauses zu verbinden suchte.